

Timo Platte (Hg.)

NICHT MEHR SCHWEIFEN

DER LANGE WEG QUEERER
CHRISTINNEN UND CHRISTEN ZU
EINEM AUTHENTISCHEN LEBEN

Leseprobe

**Nicht mehr schweigen – Der lange Weg queerer Christinnen und Christen
zu einem authentischen Leben**

Erstauflage, 2018

© 2018 Timo Platte (Hg.)

Weitere Infos zum Buch unter: www.nicht-mehr-schweigen.de

Alle Angaben ohne Gewähr und Anspruch auf Vollständigkeit.
Die Namen von Personen, personenbezogenen Angaben, Institutionen
oder Ortsnamen wurden teilweise geändert.
Alle Rechte vorbehalten.

<i>Lektorat</i>	Natalie Enns
<i>Umschlag und Satz</i>	Timo Platte
<i>Druck und Bindung</i>	...

Printed in Germany

Du bist nicht allein!

GEDANKEN ZUM BUCH

»Wirf deinen Glauben nicht weg!« – So lautete die Bitte von Akin*, einem schwulen muslimischen Freund, den ich kurz nach meinem Coming-out kennen lernte. Trotz aller kulturellen und religiösen Unterschiede, die zwischen uns standen, war er mir so nah wie kein anderer Mensch. Für seine ermutigenden Worte bin ich noch heute dankbar. Entgegen allen Fragen und Zweifeln, die ich auf meinem Weg hatte, habe ich meinen Glauben nicht über Bord geworfen.

Auf meiner langen Suche nach Identität hätte das leicht passieren können. War doch der christliche Glaube, wie ich ihn kannte und lebte, nicht damit zu vereinen, wie ich fühlte. Es ist eine Sache, im Laufe seines Lebens zu entdecken, dass die eigene sexuelle Orientierung anders ist als die der meisten Menschen. Eine andere Sache ist es, selbst davon überzeugt zu sein, nicht so sein zu dürfen.

Von diesem Nicht-sein-Dürfen erzählt dieses Buch. Es spiegelt die Auseinandersetzungen von homosexuellen und transidenten Menschen wider, die inmitten ihres christlichen Umfelds große Probleme mit ihrer sexuellen Identität hatten – und teilweise immer noch haben. Ihre Geschichten beschreiben das Geflecht aus Verdrängung, Lügen und Einsamkeit, in das sie

* Name geändert

hineingeraten sind – und aus dem sie erst nach langer Suche wieder herausgefunden haben. Es ist die existenzielle Suche nach der eigenen Identität. Getrieben von der Sehnsucht, endlich anzukommen; gepaart mit der ständigen Angst, alles zu verlieren, was einem lieb und teuer ist. Das Buch zeigt aber auch: Trotz leidvollen Erfahrungen im christlichen Umfeld geben Menschen den Glauben an ihren Schöpfer nicht auf, wenngleich sich ihr Glaube durch diesen Prozess verändert hat.

WAGNIS UND CHANCE

Bevor ein Mensch an den Punkt kommt, sein Innerstes zu offenbaren, hat er meist einen langen, einsamen Weg hinter sich. Die Verzweiflung ist nahezu lebensbedrohlich und der innere Druck zu schmerzvoll geworden, als dass man weiter darüber schweigen könnte. Das Schweigen zu brechen ist allerdings ein Wagnis – macht man sich doch angreifbar und verletzlich. Damit verbunden ist auch die Unsicherheit über die Reaktionen: Wer wird mir Gehör schenken, mich ernst nehmen und verstehen?

Aber darin liegt eine große Chance. Zum einen für diejenigen, die Ähnliches erleben oder erlebt haben. Für sie hoffe ich, dass ihnen dieses Buch eine Stütze ist – und ihnen Mut macht, zu sich zu stehen. Mir persönlich haben die Menschen, die hier von sich erzählen, Halt gegeben – gerade in Zeiten der Dunkelheit und Einsamkeit. Diese Erfahrung des Sich-getragen-Fühlens wünsche ich auch anderen.

Dann sind da noch diejenigen, die keinerlei Bezug zu homosexuellen und transidenten Personen haben – oder dies zumindest meinen. Auch für sie ist dieses Buch eine Chance: Es soll ihnen ein Gesicht, ein Gegenüber geben – ihnen aufzeigen, wie es betroffenen Menschen geht und welche Lebensstationen sie

hinter sich haben. Ich hoffe, dass dieses Buch zu Verständnis, Verständigung und einem unvoreingenommenen Umgang mit dem Thema beiträgt.

Ich möchte Sie, liebe Leserinnen und Leser, darum bitten, sich auf die Lebensberichte einzulassen. Vielleicht wirkt manches befremdlich und wirft Fragen auf. Vielleicht ist es eine Hürde, sich den Gedanken dieses Buches zu öffnen. Vielleicht wird Ihr Gottesbild dabei hinterfragt oder sogar erschüttert. Es spricht für Sie, wenn Sie dennoch die Bereitschaft mitbringen, zuzuhören.

INITIAL DIESES BUCHES

Inspiziert wurde dieses Projekt durch die Schweizer Autorin Damaris Kofmehl, die in einer Dokumentation verschiedene Menschen zum Thema »Homosexualität und Christsein« interviewt hat. Wegweisend war auch ein Abend in einem Gesprächskreis, bei dem viele Anwesende von ihrem Coming-out erzählten – ein sehr emotionaler und wertvoller Moment für mich.

Seitdem hat mich der Gedanke nicht losgelassen, diese unterschiedlichen Lebensberichte in Form eines Buches zusammenzufassen. Ich bin davon überzeugt: Diese Geschichten müssen gehört werden! Denn jede von ihnen ist der bewegende Beleg dafür, dass Gottes Liebe kein Aber kennt.

Derjenigen Person, die selbst betroffen ist, möchte ich zusprechen: Du bist nicht allein!

TIMO PLATTE

Herausgeber

Timo Platte hat sich viele Jahre als diakonischer Begleiter in der Straffälligenhilfe engagiert. Seit 2006 arbeitet er als Grafikdesigner in Wuppertal. Als Herausgeber und Mitautor dieses Buches möchte er Menschen herausfordern, sich ergebnisoffen mit Homo-, Bi- und Transsexualität auseinanderzusetzen.

INHALT

VORWORT	23
---------------	----

LEBENSBERICHTE

LASS ES ZU!	31
Timo	
STIGMA DES LEBENS?	41
Karen	
RICHTUNGSWECHSEL	47
Roland	
ENDLICH MANN!	55
Paul	
WORTE FINDEN	63
Matthias	
WAS MIR AM HERZEN LIEGT	75
Valeria	
NE KÖLSCHE JUNG	81
Michael	
WIE KOMMT'S?	89
Danilo	

SEHNSUCHT GEMEINDE	105
Birgit	
HÖR AUF DEIN HERZ!	113
Rainer	
IN ZWEI WELTEN	129
Susanne	
TRAUMA BREMEN	135
Micha	
VERSÖHNUNG	145
Melanie	
NO MATTER WHAT	151
Micha	
DAS LEBEN IST BUNT	163
Anke	
AUSZEIT	169
Benjamin	
WAS WÄRE, WENN ...?	179
Annette und Melina	
BEFREIENDE WAHRHEIT	189
Elena	
MEHR ALS EINE GENERATION	197
Thomas und Janina	

VERGEUDETE ZEIT?!.	211
Markus	
WER HÄTTE DAS GEDACHT?	221
Sybille	
NEUBEGINN	231
Peter	
LEBEN NACH PLAN	241
Karin	
FÜR UND WIDER.	247
Timo	
UMSORTIEREN	257
Thea	

ANHANG

DANKE	277
BEGRIFFSERKLÄRUNGEN.	280
LITERATURHINWEIS	282

NO MATTER WHAT

Es prangt ein »X« auf meinem Arm, besser gesagt ein »X« in einem Kreis. Auf meinem rechten Unterarm, kurz vor der Hand, eintätowiert wie ein Stempel. Es soll mich an etwas erinnern. Es ist das Logo der »X-Men«, Figuren aus in den USA sehr populären Comics, bei uns vor allem aufgrund der Kinofilme bekannt. Als Kind der Jahrtausendwende mag ich bis heute Superheldenfilme. Die »X-Men« ragen da aber besonders heraus. Denn sie sind Menschen, die aufgrund ihres Genpools besondere Fähigkeiten besitzen. Andere Menschen reagieren verunsichert und ängstlich auf sie. Sie grenzen die »X-Men« aus, diskriminieren sie, verfolgen sie sogar. Einige versuchen auch, sie zu heilen. Im zweiten »X-Men«-Film gibt es eine Szene, in der sich zwei Mutanten verfeindeter Seiten kennen lernen. Beiden sieht man an, dass sie Mutanten sind. Nightcrawler, ein Teleporter mit blauer Haut und dreifingrigen Händen, spricht die ebenfalls blaue, aber zur Gestaltwandlung fähige Mystique mit folgender Frage an: »Es heißt, du könntest jeden imitieren, sogar die Stimme?« – woraufhin sie dies vorführt. Er fragt weiter: »Warum bleibst du dann nicht ständig in Verwandlung und siehst aus wie alle anderen auch?« Daraufhin entgegnet sie: »Weil das nicht nötig sein sollte.«

LEBEN IN DER SEIFENBLASE

In den ersten fünfundzwanzig Jahren meines Lebens dachte ich, dass es nötig wäre, mich zu verstellen. Mich zu verändern. Ich dachte, ich müsse anders sein, anders werden. Ich dachte, ich wäre falsch und sündig. In diesem Glauben wuchs ich auf.

Der Glaube und die Gemeinde spielten immer eine riesengroße Rolle in meiner Familie und somit auch in meinem Leben. Mein Vater war und ist nicht nur Gemeindeältester, sondern hauptberuflich auch überregional in Gemeinden wie der unseren in ganz Deutschland tätig. Schon als Kind saß ich mehrfach pro Woche in der Gemeinde, lernte Bibelverse auswendig und war dabei, wenn missioniert wurde. Es war für mich normal, dass man mit Freunden in der Bibel las und betete, dass man darüber redete und sich selbst aktiv mit dem Glauben auseinandersetzte. Bis heute habe ich das Gefühl, die Bibel auswendig zu können, weil ich sie so oft gelesen habe. Gut lebte man, wenn man so dachte und glaubte, wie es von der Gemeindeleitung vorgegeben und vom Gemeindegemeinschaft mitgemacht wurde. Als Kind und Jugendlicher kam ich ganz sicher nicht auf die Idee, etwas zu hinterfragen – im Gegenteil, ich war der Auffassung, dass nur Angehörige meiner Gemeinde richtig glaubten, alle anderen Konfessionen und Freikirchen nicht.

Ich erinnere mich tatsächlich nicht daran, dass in der Gemeinde oder in anderen Begegnungen über Homosexualität geredet oder gepredigt wurde. Es war eher so, als existiere sie nicht. Nicht in meinem Dorf, nicht im Alltag und ganz sicher nicht in der Gemeinde. Gleichzeitig war mir zeitlebens vollkommen klar, dass sie gleichbedeutend mit Sünde war. Dass Gott nur möchte, dass Mann und Frau sich lieben und miteinander leben. Dass alles andere eine falsche Entscheidung ist, ein »No-Go«, ein »Bloß-Nicht«.

Als Teenager vertrat ich diese Position sogar öffentlich in meiner Klasse – ohne Scham, Mitgefühl und Selbstreflexion. Es stand gar nicht zur Debatte, anders darüber zu denken. Diese Idee kam gar nicht auf. Homosexualität wurde nicht personifiziert, sie wurde ignoriert. Und so verboten meine Eltern jede Fernsehsendung, in der sie vorkam. Und wenn meine Mutter ins Zimmer kam, hatte ich immer den Finger am Drücker, um schnell »Verbotene Liebe« und andere Sendungen, in denen Homosexuelle vorkamen, wegzuschalten.

INNERE TRAURIGKEIT

Erst als junger Erwachsener wurde mir richtig bewusst, welches Geschlecht mich interessierte. Auf diese Feststellung reagierte ich mit Selbsthass und großer Verzweiflung. Ich war überzeugt: Ich bin sündig und pervers und werde es nicht schaffen, mich zu ändern. Es begann ein jahrelanger Kampf mit mir selbst und meinem Glauben, ein Wettstreit zwischen Aufgeben und Weiterleben. Und das alles im Geheimen. Nur die allerengsten Freunde konnte ich daran teilhaben lassen, während alle anderen oberflächliche Erklärungen oder Halbwahrheiten erhielten, weil ich mich so sehr schämte und so große Angst vor den Reaktionen hatte. Ich schaffte es sogar, vor meinen Eltern die Depressionen, in die ich geriet, geheim zu halten. Ich war ein Meister im Verstellen und schrie gleichzeitig innerlich nach Hilfe. Ich wollte diese Gefühle loswerden. Ich versuchte mir zu erklären, wo sie herkommen, und sie umzudeuten. Ich wollte mich nicht mehr eklig finden, nicht immer wieder Gott um Vergebung bitten. Ich wollte nicht mehr krank sein und mich selbst verachten. Ich wollte mein Christsein nicht für das Ausleben

meiner Sehnsüchte aufgeben. Manchmal wollte ich nur einen einzigen Tag haben, an dem da nicht dieser Schmerz war.

Einmal schrieb ich meinen zwei besten Freunden: »Zu sehen, wie man ist, was man denkt, was man fühlt, was man sich in einer gewissen Weise sogar wünscht, tut schrecklich weh. Und dann frage ich mich, was mit mir los ist, ob ich so bin oder ob das nur ein Teil von mir ist, ob ich völlig kaputt bin, ob ich krank bin, ob ich wirklich schwul bin?! Dieses Gefühl ist so furchtbar, so erniedrigend. Man fühlt sich so dreckig, so unnormal, so falsch! Ich habe Angst vor möglichen Folgen. Wenn jetzt einer sagt, dass ich schwul bin und professionelle Hilfe brauche? Wenn einer meine Bedenken bestätigt? Wenn ich wirklich schon so kaputt bin? Was, wenn ich nicht mehr mit eurer und Gottes Hilfe klarkomme, weil ich so ein schwerer Fall bin? Ich habe Angst vor dem, was ihr über mich denkt, von mir und dem, was ich hier schreibe, haltet, wie ihr mich nun (an-)seht, wie ihr mit mir umgeht, dass ich nun ein Krankheitsfall für euch werde, ein Schwuli ...?«

Ich fühlte mich wie in einem Seelenverließ gefangen, mutterseelenallein. Es gab Zeiten, da lag ich stundenlang im Bett und schaute die Wand an. Und es gab Zeiten, in denen ich auf jeder Autobahnbrücke überlegte, das Lenkrad nach rechts zu reißen. An anderen Tagen liebte ich die Depression. Nicht mehr dagegen anzukämpfen erschien oft einfacher. Negativ war bequem, fast drogenähnlich. Meinen Glauben verlor ich auch in diesen Jahren. Ich zweifelte massiv daran, dass es Gott gibt. Weil es so hart war, damit klarzukommen, dass er mir nicht half, mich nicht veränderte und heilte. Dann gab es wieder Zeiten der Hoffnung, des Glaubenskampfes. Zeiten, wo ich mich von Gott gesehen und ermutigt fühlte. Letztlich war es vielleicht mein tiefes Bedürfnis danach, von irgendwem gekannt und geliebt zu werden, das mir mein Gottvertrauen erhielt.

ABSCHIED VOM NIEMANDSLAND

Mit der Zeit wurde mir bewusst, dass ich keine Probleme hatte, an Gott zu glauben, sondern damit, so zu glauben und die Bibel so zu verstehen, wie es in meiner Gemeinde getan wurde. Dort hatte ich das Gefühl, fehl am Platz zu sein. Ich sah vieles anders, legte die Bibel in vielen Fragen und Themen anders aus, hatte andere Vorstellungen zu »Gemeinde« – und da so etwas nicht sein durfte, eckte ich immer wieder an. Ich wurde kritisiert und korrigiert, natürlich »in Liebe«. Fast wäre ich an den Erwartungen der anderen zerbrochen. Ich musste erst kapieren, dass ich und mein Glaube Gottes Erwartungen entsprachen und dass das alles ist, was zählt. Diese Entwicklung und Erkenntnis hatte tatsächlich nichts damit zu tun, wie ich mit meinen Gefühlen für Männer umging. Das Finden meines Glaubens geschah zwar parallel zu meiner Suche nach mir und meiner Identität, jedoch unabhängig von ihr.

Ich verabschiedete mich aus der Gemeinde, weil sie für mich ungesund war. Ich sagte mich frei von gesetzlichem Druck, von Einheitsbrei, von Doppelmoral und erwünschtem Verhalten. Ich hielt diese Christen nicht mehr aus, die ein Problem mit Individualität haben, vermutlich aus Angst vor Humanismus, vor Fremdem oder davor, eigene Vorstellungen infrage zu stellen. Für mich war und ist Gott ein individueller Gott, der jeden anders sieht, nämlich so, wie er wirklich ist. Und genauso darf jeder Gott individuell wahrnehmen. Ich wollte ihn nicht mehr definieren. Ich verstand, wie Glaube sein sollte. Ich genoss die Freiheit der Kinder Gottes. Den Weg der frommen Formen wollte ich nicht mehr weitergehen. Ich hörte auf, über den Glauben zu reden und versuchte ihn stattdessen zu leben. Dass ich verstand, dass Gott mich liebt, wie ich bin und er sich über mein Glauben und Denken freut, erlaubte mir, mich selbst anzunehmen.

Nachdem mir ein Seelsorger mein Interesse an Männern als Selbstwertproblem erklärte und mir riet, mich gegen meine Gefühle zu entscheiden, suchte ich einen Therapeuten auf. Ich hoffte damals noch, dass er mir hilft, meine nun eingestandene Homosexualität irgendwie einzudämmen – am Ende der Therapie war ich dann vielmehr meine Depressionen los, was viel besser war. Nun entschied ich mich zum Aufrechtgehen – und entdeckte dabei meine Flügel. Ich flog anfangs noch tief, aber mit aufwärtsgerichteten Flügeln. Ich schaute nicht mehr auf all die großen Sorgen, sondern überließ Gott diese Perspektive. Er hatte mir zwar nie versprochen, dass es einfach werden würde – aber er hatte zugesagt, dass ich nicht allein sein würde. Ich richtete meinen Blick auf das Hier und Jetzt. Jeden Tag sah ich als leeres Blatt, das ich gestalten konnte, wie ich es wollte. Ich lebte wieder.

STOLZ – EINE TIEFERE LIEBE

Ich kämpfte nun für mich. Ich hatte als Ziel vor Augen: glücklich sein als der, der ich bin. Gleichzeitig wollte ich so leben, wie Gott es für richtig hält. Getreu meiner Prägung befasste ich mich nun mit allem, was in der christlichen Diskussion um Homosexualität aus der Bibel angeführt wurde. Ich las und forschte, suchte viele Gespräche. Und ich verstand, dass rein gar nichts dagegenspricht, so zu sein und zu leben wie ich. Ich lernte einmal mehr den Unterschied zwischen Bibeltreue und Buchstabentreue. Ich verstand Gottes Bild von uns Menschen und von Liebe. Und mir wurde klar: »Wenn du – von Natur aus – so bist, dann kann das keine Sünde sein.« Ich hatte den Ast, auf dem ich saß, zersägt und konnte endlich weitergehen.

Aber mir war klar, dass nicht jeder meinen Weg mitgehen würde. Ich überlegte sehr gut, wem von meinen Freunden und

meiner Familie ich wann von mir erzählte. Und wem nicht. Da ich schon zuvor aus der Gemeinde ausgetreten war, ging der erniedrigende Kelch des Gemeindeausschlusses an mir vorüber. Eine weitere Gemeinde verließ ich erhobenen Hauptes, nachdem dort von der Kanzel aus Homosexualität als Sünde gepredigt wurde. Ich betrete diese Häuser nie wieder.

Manche Freunde schafften es, menschlich und reflektiert auf meine Wahrheit zu reagieren, auch wenn innerlich vermutlich das Wort »Sünde« Alarm schlug. Einige wenige hatten überhaupt kein Problem mit mir als Schwulem, wofür ich bis heute sehr dankbar bin. Dazu gehören meine Brüder, durch die ich großen Rückhalt erlebte. Für die anderen versuchte ich mich zu wappnen. Aber man kann wohl nicht darauf vorbereitet sein, dass der beste Freund, den man zeitlebens kennt, einem sagt, dass er sich als Christ von der »Sünde« fernhalten muss und das seitdem auch tut. Man kann sich nicht auf den Moment einstellen, wenn deine Mutter in Tränen ausbricht, dir eine Therapie vorschlägt und dir vorwirft, dass dein Vater in seinem Job nun Schwierigkeiten bekommt. Solche Momente brennen sich ein.

Aber man überlebt es. Mit Stolz und Gottvertrauen. Manchmal mit Alkohol. Und besonders durch Abstand. Ich hatte vorgeplant und wusste, dass ich bald wegziehen würde. Mir war klar, dass ich wegmusste von all der Ablehnung, den nun entfremdeten Menschen und dem Tratsch, der in Dorf und Gemeinde losging. Einmal von einer Bekannten den Satz »Für mich ist das eine Krankheit, aber ich mag dich trotzdem« zu hören, reichte. Für mich besitzen viele Christen eine Scheinheiligkeit, mit der ich nur schwer klar komme. Auch wenn man letztlich Mitleid mit solchen Leuten hat, will man nicht dort leben, wo man weiß, was Hinz und Kunz über einen denken. Ich war nicht mehr zu Hause in meiner Heimat.

Weggehen – das tat ich für mich. Ich übernahm endlich die Kontrolle über mein Leben. Zu meinen Eltern ging ich für einige

Monate bewusst auf Distanz. Das war hart für uns alle, aber für mich zum damaligen Zeitpunkt nötig. Wer Teil meines Lebens bleiben wollte, kannte die Voraussetzungen. Ich würde nie wieder eine Lüge leben. Die Zeit war reif. Wegzuziehen hat mich gerettet.

MUT DURCH SELBSTRESPEKT

Das ist nun acht Jahre her. Rückblickend erkenne ich mich kaum wieder. Ich war damals so furchtlos. Ich tat Dinge, die ich vorher nie getan hätte und heute nicht mehr tun würde. Ich zog in neue Städte, in denen ich niemanden kannte. Ich konnte mir selbst genügen. Ich tat alles, um es mir gut gehen zu lassen. Ich holte mir mein Glück. Außer Reichweite von der Vergangenheit konnte ich der sein, der ich war. Mein Selbsterhaltungstrieb war erstaunlich.

Es war ein Segen. Das meine ich wortwörtlich. Ab dem Moment, in dem ich begann, auf mich zu hören, zu mir zu stehen und mein Leben entsprechend zu leben, wurde ich so sehr gesegnet. Ich lernte genau zur richtigen Zeit die richtigen Menschen kennen. Manche begleiteten mich für genau die richtige Zeit und die nötigen Entwicklungsschritte. Manche blieben – so auch der Mann, der mich liebt, mich hält und begreift. So oft passierte das Passende genau dann, als ich es brauchte. So viele Dinge kann ich nicht Zufall nennen, sondern Führung. Gott unterstützte meine Selbsterhaltung. Wunderbare neue Freunde kamen in mein Leben. Es tat so gut, Leute kennen zu lernen, die groß guckten, als sie von meiner Geschichte und meinem Background hörten, da solch ein Denken und Handeln für sie unfassbar waren. Es tat gut, nicht nur junge, sondern auch ältere Menschen kennen zu lernen, die so gar kein Problem damit hatten, dass ich

einen Mann liebte. Ich lernte Menschen kennen, die sich zwar nicht »Christen« nannten, Gottes Gedanken für die Menschen jedoch viel besser verstanden und umsetzten als viele Christen.

MOMENTE IM SPANNUNGSFELD

So manch einer, der mich fallen ließ, beschäftigt mich heute noch ab und an. Manche Wunde wurde zu einer Narbe, die hin und wieder an diese schmerzvolle Zeit erinnert. Verarbeiten dauert seine Zeit. Interesse, wieder Teil einer christlichen Gemeinschaft zu sein, entwickelte ich aber bis heute nicht. An einem Hauskreis nahm ich irgendwann nicht mehr teil, da ich es für mich nicht brauche, mich zum x-ten Mal über irgendeine Bibelstelle auszutauschen oder gar darüber zu diskutieren. Vielleicht bin ich nun ein »gebranntes Kind«. Es gehört gerade einfach nicht zu mir – und das ist absolut in Ordnung.

Schwierig ist, weiterhin damit umzugehen, dass meine Eltern mich und meinen Mann anders behandeln als meine Geschwister. Dass ich bei ihnen und bei meiner Schwester nicht mit meinem Mann zusammen nächtigen darf. Da fühlt man sich nicht willkommen oder richtig wohl. Und man verhält sich bei einem Besuch als Paar automatisch unnatürlich. Und es ließ mich nicht kalt, als mein Opa sagte, dass mein Mann in seiner Wohnung nicht erwünscht sei. Oder als diverse Tanten und Onkel auf unsere Hochzeitseinladung hin absagten – die einen mit offensichtlicher Lüge, die anderen mit abfälligem Blick.

Es ist nicht angenehm, zu wissen, was die eigenen Eltern und die früher so vertraute Schwester über einen denken und wofür sie vermutlich beten. Oder was man meinen kleinen Neffen über mich und den Mann, den ich liebe, erzählen wird – oder über sie selbst, sollten sie homo-, bi- oder transsexuell sein.

So etwas ist verletzend und diskriminierend. Und solche Adjektive für Familie zu benutzen, ist traurig. Es ist bitter, wenn man ihre Bemühungen sieht, diese aber nicht reichen. Ich kann es nicht mehr nachvollziehen, wenn die eigene Auffassung des Glaubens höhergestellt wird als eine menschliche, liebevolle Reaktion. Dadurch fühlt man sich herabgesetzt und verletzt. Ich kann nicht verstehen, wie man den Jesus der Bibel so missverstehen kann. Und es ist schade, dass Familienmitglieder wohl erst durch Lesen dieses Kapitels von meinem Seelenleben, meinem Weg und meinen Beweggründen erfahren, da sie bisher nie danach gefragt haben.

Ich lebe weiterhin in einem Spannungsfeld. Und ich weiß noch nicht, wohin es sich entwickeln wird. Und womit ich leben möchte. Ich will nichts übers Knie brechen. Aber ich Sorge für mich und tue genau das, was ich für richtig erachte. Zurzeit ist mir wichtig, meiner Familie zu spiegeln, wie es mir durch sie geht. Und dass ich das nur durch Distanz aushalte. Wenn alles über Nacht schön würde, dann würde man auch nicht wissen, wie viel es einem bedeutet. Und das weiß ich. Ich weiß, woher ich komme. Und wofür ich losgegangen bin. Ich bin schon lange angekommen.

FÜR IMMER EINGEBRANNT

Es steht noch etwas auf meinem Unterarm eintätowiert: »No matter what« – egal, was auch passiert. Auch das ist eine Erinnerung. Es ist der Titel eines Liedes, das viele wohl als Schnulze von Boyzone kennen, das aber eigentlich eine Musicalnummer ist und von Michael Ball gemeinsam mit einem Gospelchor großartig eingesungen wurde. Wenn ich auf den Text dieses

millionenfach verkauften Hits höre, dann stelle ich mir Gott vor, wie er mir zusingt. Die deutsche Übersetzung des Liedes:

Ich werde dich sicher und fest halten und vor dem Sturm beschützen.

Ganz egal, ob es dort öde ist, ein Traum kommt dort zur Welt.

Ganz egal, wem sie folgen, ganz egal, wohin sie führen.

Ganz egal, wie sie uns beurteilen – ich werde dir alles sein, was du brauchst.

Er hat anderes für mich im Sinn, als ein Leben in Selbstgeißelung und Traurigkeit zu führen. Gott hält mehr für mich bereit, als ausgegrenzt, verleugnet und verletzt zu werden. Er will für mich nur eins: dass ich ich bin, mich selbst liebe und der bin, den er sich gedacht hat. An den Orten, an denen ich genau das kann. Mit den Gegenübern, die genau das schätzen. Dass ich, ganz egal, was passiert, glücklich und zufrieden ich selbst bin. Alles andere ist für Gott gar nicht nötig.

Ganz egal, was sie uns erzählen, ganz egal, was sie tun.

Ganz egal, was sie uns lehren, was wir glauben ist wahr.

Ganz egal, wie sie uns nennen, wie auch immer sie uns angreifen.

*Ganz egal, wohin sie uns bringen,
wir werden unseren eigenen Weg zurückfinden.*

Ich kann nicht leugnen, woran ich glaube,

ich kann nicht sein, was ich nicht bin.

*Ich weiß, dass ich für immer lieben werde –
das weiß ich auf jeden Fall.*

MICHA

